

KULTUR

Lichtenbergs Aphorismen

Sie ist zwar noch nicht verheiratet, hat aber promoviert.

Wer in sich selbst verliebt ist, hat wenigstens bei seiner Liebe den Vorteil, dass er nicht viele Nebenbuhler erhalten wird.

«Was bin ich? Was soll ich tun? Was kann ich glauben und hoffen?» Hierauf reduziert sich alles in der Philosophie. Es wäre zu wünschen, man könnte mehr Dinge so simplifizieren; wenigstens sollte man versuchen, ob man nicht alles, was man in einer Schrift zu traktieren gedenkt, gleich anfangs so entwerfen könnte.

Ich habe oft des Nachts über einen Einfall lachen müssen, der mir am Tage schlecht oder frevelhaft vorkam.

Es ist sehr reizend, ein ausländisches Frauenzimmer unsere Sprache sprechen und mit schönen Lippen Fehler machen zu hören. Bei Männern ist es nicht so.

Die gefährlichsten Unwahrheiten sind Wahrheiten mässig entstellt.

Wären nur die Herren Weiber besser, mit den Frau Ehemännern ginge es wohl noch hin.

Man stattete ihm sehr heissen, etwas verbrannt, Dank ab.

Er hatte ein paar Augen, aus denen man, selbst wenn sie still standen, seinen Geist und Witz erkennen konnte wie bei einem stillstehenden Windhund die Fertigkeit zum Laufen.

Die edle Einfalt in den Werken der Natur hat nur gar zu oft ihren Grund in der edeln Kurzsichtigkeit dessen, der sich beobachtet.

In jedem Menschen liegen eine Menge von richtigen Bemerkungen; allein die Kunst ist, sie gehörig sagen zu lernen – das ist sehr schwer, wenigstens viel schwerer, als mancher glaubt; und gewiss kommen alle schlechten Schriftsteller darin miteinander überein, dass sie von allem dem, was in ihnen liegt, nur das sagen, was jedermann sagte, und was daher, um gesagt zu werden, nicht einmal in einem zu liegen braucht.

G. C. Lichtenberg

Vor 200 Jahren, am 24. 2. 1799, starb der grosse deutsche Philosoph, Satiriker und Experimentalphysiker Georg Christoph Lichtenberg in Göttingen. Seit frühesten Kindheitstagen wohl infolge von Rachitis bucklig, war der körperlich zurückgekommenen gezwungen, die in seiner Familie unübliche Laufbahn eines Philosophen und Literaten einzuschlagen. Für seine Satiren war er unter den Zeitgenossen bekannt und gefürchtet. Seine «Aphorismen» – Anekdoten, Kuriositäten, witzige und paradoxe Formulierungen, satirische Wortspiele und messerscharfe Beobachtungen –, die er in den «Sudelbüchern» zusammengetragen hat, haben ihn berühmt gemacht.

New Yorker Ansichten

Der Fotograf Andreas Feininger ist in New York im Alter von 92 Jahren gestorben. Der Sohn des Malers Lyonel Feininger wuchs in Deutschland auf und studierte zunächst am Bauhaus in Weimar Architektur, begann sich aber bereits Ende der 20er-Jahre für Fotografie zu interessieren. 1932 emigrierte er nach Paris, um dort für Le Corbusier tätig zu sein, später gründete er in Stockholm eine Firma für Architektur- und Industriefotografie. 1939 übersiedelte Feininger in die USA, wo er mehr als zwei Jahrzehnte lang für «Life» arbeitete. Seine Reportagen über die Metropole machten ihn weltberühmt. Obschon er den ursprünglichen Beruf längst nicht mehr ausübte, ist in seinen atmosphärisch dichten Aufnahmen der architektonische Blick auf die Stadt unverkennbar. Feiningers klar komponierte Bildsprache trug lange Zeit zum Erscheinungsbild der Zeitschrift «Life» bei. Neben Stadtreportagen und Reiseberichten konzentrierte er sich auch auf kleine Details aus der Natur. (vdä)

Fortsetzung Seite 63



BILD DORIS FANCONI

Will die notwendigen Reformen rasch anpacken: Bernard Cathomas, Direktor der Kulturstiftung Pro Helvetia.

Pro Helvetia: Nun gilt es Ernst

Seit dem 1. April letzten Jahres hat Pro Helvetia einen neuen Direktor: Bernard Cathomas, einen Bündner mit hartnäckigem Willen zur Reform der Schweizerischen Kulturstiftung, wie er nun erstmals erläutert.

Mit Bernard Cathomas sprach Rea Brändle

Vor Ihrer Wahl ist – einmal mehr! – über die Schwerfälligkeit der Pro Helvetia lamentiert worden. Inzwischen sind Sie elf Monate im Amt, es ist still geworden, bleibt jetzt alles beim Alten?

Sicher nicht! Pro Helvetia hat klaren Erneuerungsbedarf, das ist längst erkannt, und die nötigen Reformen sollen nun zügig vorangetrieben werden. Am kommenden Donnerstag wird an der Stiftungsratsitzung eine grundlegende Reform zur Diskussion gestellt, und da soll es keine Tabus geben.

Wie weit wollen Sie gehen?

Es soll geprüft werden, wie eine Schweizerische Kulturstiftung aussähe, wenn sie heute geschaffen würde. Alles soll neu überdacht werden, von den Strukturen mit Stiftungsrat und internen Abteilungen über die Gesuchsbehandlung bis hin zu Fragen der Teilfinanzierung der Stiftung mit nichtstaatlichen Mitteln.

Sie plädieren für eine Privatisierung der Pro Helvetia?

Persönlich erachte ich Kulturförderung als staatliche Pflicht. Das soll uns nicht daran hindern, alternative Modelle ohne Scheuklappen zu diskutieren.

Oberste Entscheidungsinstanz der Pro Helvetia ist der 35-köpfige Stiftungsrat, ein Milizorgan und als solches ein Relikt aus den Dreissigerjahren. Ist dieses Struktur noch zu retten?

Zur Diskussion steht eine Verkleinerung; auch müsste der Stiftungsrat nicht mehr Gesuchsbehandlungsarbeit, sondern Denkarbeit für die Kulturförderung leisten.

Der Stiftungsrat soll also nicht abgeschafft werden?

Nein. Es braucht diesen Blick von aussen, um eine Institution wie Pro Helvetia vor Verfalltendenzen und Insiderium zu bewahren. Es ist zu prüfen, wie solide und schnellere Entscheidungsverfahren zu gewährleisten sind und gleichzeitig die Sicht von aussen durch den Stiftungsrat

eingetragen werden kann. Wir arbeiten mit öffentlichen Mitteln, und diese sollen optimal eingesetzt werden.

Falls die Reformdiskussion keine Sandkastenübung bleiben soll, braucht es ein Szenario mit verbindlichen Terminen. Wie sieht das aus?

Wenn der Stiftungsrat am 25. Februar grünes Licht zum Reformprozess gibt, und davon gehe ich aus, wollen wir für eine ausserordentliche Plenarversammlung am 1. Juli dieses Jahres die Vorschläge für die Grundsatzentscheidungen vorbereiten. Um diese zu realisieren, werden umfassende Diskussionen und wohl auch eine Gesetzesänderung nötig sein. Erste Massnahmen sollen noch 1999 umgesetzt werden, die ganze Erneuerung wird im Jahr 2002 abgeschlossen sein.

Für eine Gesetzesänderung braucht man Verbündete.

Die Reform von Pro Helvetia ist im Eidgenössischen Departement des Inneren (EDI), unserer übergeordneten Behörde, schon seit einiger Zeit ein Thema. Auch Parlamentarier haben sich für eine Erneuerung der Kulturstiftung ausgesprochen. Zudem sind intern, sowohl im Stiftungsrat als auch bei Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern, der Wille und auch Ideen für Reformen vorhanden. So wäre es möglich, dass Pro Helvetia sich profilierter in kulturpolitische Diskussionen einmischen und vermehrt auch Initiativen entfalten würde.

Bei den Fördergremien ist genauso wie bei den Sponsoren ein Drang zu so genannten Koproduktionen oder gar eigenen kulturellen Veranstaltungen festzustellen. Gilt das nun auch für Pro Helvetia?

Pro Helvetia soll Förderin bleiben und nicht Macherin werden. Ihre Aufgaben sind kulturpolitische Anstösse, Lobbying für Kultur und selbstlose Projekthilfe, will heissen, sie soll ein Dienstleistungsbetrieb für Kunstschaffende sein. Deshalb sollte sie dem Ehrgeiz und der Versuchung widerstehen, sich selber ins Zentrum zu stellen und sich mit kulturellen Eigenveranstaltungen zu profilieren. Die Schweizer Kulturlandschaft ist äusserst lebendig, da gibt es genügend Ideen, Projekte und Initiativen; unsere Aufgabe ist es, diese finanziell zu fördern, mit Rat und Tat zu begleiten, notfalls Lücken aufzuspüren und sie zu füllen.

Stichwort Profilierung: Dazu gehören die jahrelangen Spannungen mit dem Bundes-

amt für Kultur (BAK) und dem Aussenministerium (EDA). Wie sieht das heute aus?

Ich habe – mit Unterstützung unserer Stiftungspräsidentin Yvette Jaggi – von Anfang an die Zusammenarbeit mit dem BAK und der Kultursektion im EDA gesucht, mit der Überlegung, dass wir alle weder Zeit noch Energie, geschweige denn Lust für ständige Abgrenzungskämpfe haben. Was es braucht, sind klare Aufgabenteilungen und ebenso deutlich formulierte Kooperationsmöglichkeiten.

Probe aufs Exempel wäre der Ostkredit. Da gab es in den letzten zehn Jahren oft Grabenkämpfe. Ist das anders geworden?

Es muss um die Sache und darf nicht ums Prestige gehen. Mit dem Ostkredit des Bundes hat Pro Helvetia vier Aussen-

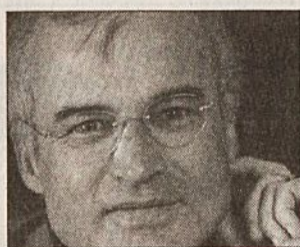
stationen, so genannte Antennen, aufgebaut: in Krakau, Budapest, Prag und Bratislava. Diese müssen wir ab dem Jahr 2000 entweder selber weiterführen, wenn das Parlament uns die notwendigen Mittel gewährt, oder sie aufgeben, weil dann der Ostkredit mit einem neuen Leistungsauftrag verbunden sein wird: der kulturellen Aufbauarbeit in Rumänien, Bulgarien, Albanien, Mazedonien und der Ukraine. Gemeinsam mit dem BAK und einzelnen EDA-Sektionen wurde ein Strategiepapier für die kulturelle Auslandarbeit ausformuliert, mit klaren Prioritäten, was die Arbeitsteilung betrifft.

Was ist die Quintessenz dieses Papiers?

Die Kultur soll, neben Politik und Wirtschaft, die dritte Säule der Aussenpolitik werden. Das heisst, dass erstens das Netz der Aussenstellen, wie Pro Helvetia sie entwickelt hat, künftig auszuweiten wäre. Dass zweitens die Schweizer Gastdozenten an den Hochschulen im Ausland ausgebaut und drittens vom EDA vermehrt Stellen für Kulturattachés geschaffen werden. Viertens sollte im BAK ein Informationszentrum für den internationalen Kulturkontakt entstehen. Hinter diesen Projekten steht der Wille der drei beteiligten Kulturorganisationen des Bundes, konzentriert die eigenen Stärken zu nutzen.

An Projekten hat es Pro Helvetia in den letzten Jahren nicht gemangelt, wohl aber an den entsprechenden Mitteln. Die Antennen in Osteuropa sind ein bereites Beispiel dafür. Man erwartet, dass sie weitergeführt werden...

... wir selber wollen das auch. Neben Qualität, Professionalität und Innovation,



«In der Schweiz fehlt es nicht an Ideen und grossen Worten.»

Fortsetzung von Seite 61

Pro Helvetia: Nun gilt es Ernst

sen es die Hochschulen tun – die ja ebenfalls sparen müssen –, oder die Referenten bleiben zu Hause. Den Schaden hat unser Land, das bei wichtigen Anlässen nicht dabei wäre. Oder nehmen Sie den Auftritt der Schweiz an der Frankfurter Buchmesse. Statt 1,2 Millionen hätte man auch weniger ausgeben können, irgendwie geht es ja immer. Aber «irgendwie» ist für ein Land wie die Schweiz im heutigen internationalen Umfeld nicht genug.

Also braucht Pro Helvetia mehr Geld. Wie viel soll es im Gesuch für die nächste Periode sein?

Bisher hatten wir knapp 30 Millionen pro Jahr. In der Eingabe werden rund 40 Millionen beantragt, was im Hinblick auf den Runden Tisch offenbar nicht realistisch ist. Wir sind mit Bern im Gespräch. Für die nächsten vier Jahre erhoffen wir insgesamt 140 Millionen, was eine leichte Zunahme bedeuten würde, wenn auch bei weitem nicht in der Höhe, die wir als dringenden Bedarf ausgewiesen haben.

Der Runde Tisch als «Guillotine» demnach?

Es wird hart werden. Obwohl wir feststellen dürfen, dass bei Politikerinnen und Politikern die Sensibilität für kulturelle Belange zugenommen hat. Gerade jetzt, in Zeiten des Umbruchs, der Verunsicherung, setzt sich die Einsicht durch, dass Kultur notwendig ist. So ist mir aufgefallen, dass gegenwärtig etwas weniger als früher nach dem kurzfristigen ökonomischen Nutzen von Kulturförderung gefragt wird. Investitionen in die Kultur sind Investitionen in Kreativität, Lebenssinn, geistige Werte und auch Prestige eines Landes.

Kultur als Trostpflaster? Als Imagepflege gegenüber dem Ausland – kann das ein Argument sein?

Gegen solche Vereinnahmung wehren wir uns mit Nachdruck.

Es scheint Ihnen ernst mit den Reformen zu sein. Im Gegensatz zu Ihrem Vorgänger Urs Frauchiger aber äussern Sie sich kaum in der Öffentlichkeit.

In einer ersten Phase standen für mich interne Aufgaben im Zentrum: ein Fundament schaffen für die Reformdiskussionen, die Eingabe an den Bund, die Wartung des Zentralsekretariats. Bevor nach aussen kommuniziert wird, muss im Innern etwas geschehen, sonst kann Medienpräsenz problematisch werden. Im Übrigen fehlt es in der Schweiz nicht an Ideen und grossen Worten, der Mangel liegt eher bei der Umsetzung.

Um auf Ihren Vorgänger zurückzukommen: Er nutzte jede Gelegenheit, in Erscheinung zu treten, auf Podien ebenso wie als Autor, während die damalige Stiftungspräsidentin, Rosmarie Simmen, lieber im Hintergrund tätig war. In der jetzigen Konstellation Yvette Jaggi/Bernard Cathomas scheint sich das Verhältnis umgekehrt zu haben?

Wir haben die Normalität hergestellt, es ist eine logische Arbeitsteilung. Meine Aufgabe ist das Management, die Führung der Institution Pro Helvetia, das Vor- und Mitdenken. Dazu gehört auch die Kommunikation nach aussen, so viel ist klar. Wenn die neue Präsidentin als Politikerin über gute Kontakte verfügt und als engagierte Persönlichkeit oft im Rampenlicht steht, kann das für Pro Helvetia nur gut sein.

KURZ NOTIERT

Preis für FrauenMusikForum. Der Preis der Dr.-Ida-Somazzi-Stiftung geht 1999 ans FrauenMusikForum Schweiz. Das FMF besteht seit 1982 mit dem Ziel, das musikalische Schaffen von Frauen zu fördern und ihre Stellung im Musikbetrieb zu verbessern. Der mit 10 000 Franken dotierte Preis soll für eine CD mit Orchesterwerken von Schweizer Komponistinnen eingesetzt werden. (TA)

Preis für Dean. Eine unabhängige Jury hat den Kunstpreis Berlin 1999 auf dem Gebiet der Literatur dem Basler Schriftsteller Martin R. Dean zuerkannt. Der Preis wird am 18. März in der Akademie der Künste Berlin verliehen. (TA)

Petition fürs Luzerner Ballett. Der Schweizerische Bühnenkünstlerverband hat gestern Dienstag dem Stiftungsrat des Luzerner Theaters eine Petition überreicht: Verlangt wird die Erhaltung eines festen Ballett-Tanz-Ensembles. Die über 5000 Unterschriften, so hiess es im Begleitbrief, zeigen Besorgnis über das radikale Vorgehen der designierten Theater-Direktorin Barbara Mundel. (TA)

Megastars aus Nullen und Einsen

In Berlin ist an der Transmediale 99 während zehn Tagen die mediale Zukunft debattiert worden. Gleichzeitig gab es Vorboten von ihr in der Gegenwart zu sehen.

Von Walter Ruggle, CyBerlin

«Hey du», spricht mich Lara Croft in der Berliner U-Bahn-Station Klosterstrasse auf dem Weg zur diesjährigen Transmediale unvermittelt an, «ich bin der Mythos von Morgen.» Und die Heldin aus dem Computerspiel «Tomb Raider» pocht mit ihrem auffordernden Blick darauf, für wahr genommen zu werden. Sie sagt, was man seit einiger Zeit befürchtet hat: «Der virtuelle Mensch ist schon heute in der Welt.»

Lara und die Männerträume

Lara ist der erste Megastar aus dem Cyberspace, aus jener Welt, die von Computern künstlich geschaffen wird, die es greifbar nicht gibt und in die sich viele so gerne absetzen. In ihr sollen die alten Schöpferfantasien des Menschen endlich perfekt verwirklicht werden, in ihr soll virtuell zu haben sein, was man real entbehrt. 96/55/86 lauten die Kennzahlen von Lara Croft, und man darf angesichts ihres weltweiten Erfolgs davon ausgehen, dass diese Zahlenreihe den Schnitt globaler Männerträume zusammenfasst.

Zwar besteht Laras Body eigentlich nur aus jenen digitalen Einsen und Nullen, die die gesamte Computerwelt bestimmen. Nichtsdestotrotz hat sie der Firma, die das schlagfertige Girl ihr eigen nennt, schon schön viel Geld eingebracht. Lara schloss unter anderem einen exklusiven Vertrag als Model ab und bedrängt als Werbeträgerin auf deutschen Plakatwänden sogar die eingeborene Vorzeigebildnerin.

Geldmaschinen

Die reale Realität zeigt uns also, dass auch die virtuelle Realität real ist. Sie ist das nicht erst neuerdings, aber sie ist es neuerdings mehr denn je. Wo verlaufen die Grenzen? Welche Perspektiven sehen die Programmfreake, Computerwissenschaftler oder Händlerfiguren in der Cyberwelt? Männer in überwältigender Mehrzahl – ganz im Gegensatz zu ihren Geschöpfen.

Lara begleitet mich ins «Podewil», ein alternatives Kulturzentrum im Osten der neuen Hauptstadt, wo sich die Transmediale eingenistet hat, das internationale Medienkunstfestival, das aus dem Forum des Jungen Films hervorgegangen ist und seit zwei Jahren Selbstständigkeit probt. Alles wirkt hier ein wenig improvisiert. Pünktlichkeit gibt es garantiert nicht, die Internetleitungen sind viel zu langsam, und während die parallel laufende Berlinale durchcomputerisiert und live im Netz vertreten ist, spielt Handarbeit bei der Transmediale die Hauptrolle. Das schmälert das Programm nicht, welches einen spannungsgeladenen Querschnitt durch die Cyberwelt offeriert.

Derzeit lässt Olaf Schirm eine 14-jährige Türkin bauen.

Marktstrategie seiner Firmen und den Stand der Entwicklungen: «Wir beginnen jetzt mit Hautfaltung in Echtzeit.»

Echtzeit ist für die Cyberspezies jenes Glücksgefühl, das eintritt, wenn zwischen der Eingabe im Computer und der Wiedergabe im künstlich erzeugten Raum die

Aimee wurde 1998 von der Firma noDNA 21-jährig zur virtuellen Welt gebracht. Sie ist ausbaufähig und bereit, von der realen Welt gebucht, gebraucht, geliebt zu werden.

Präsentiert werden Künstlergruppen und subversive Internetfreaks, diskutiert werden Ausbildungsszenarien, gezeigt computergenerierte Videos, vorgestellt Konzepte und virtuelle Welten. Schon vor der Geburt von Lara Croft hat der studierte Biologe Olaf Schirm begriffen, dass in der virtuellen Welt das gleiche Grundgesetz gilt wie in der realen: Das Geld regiert. «Die Technik ist so teuer und kompliziert», entschuldigt sich der Referent beim Publikum, «dass man daraus Business machen muss.» Schirm sieht ein bisschen aus wie der Feuerstein aus dem Fernsehen, präsentiert die

verstreichende Zeit sich null nähert. Schirm weiss, dass die Zeit drängt, und so kapitalisiert er frisch drauflos, diversifiziert und gründet Firmen wie noDNA, die erste Agentur für virtuelle Darstellerinnen und Darsteller. Von ihr werden Figuren wie Aimee erschaffen und gehandelt.

Olaf Schirm lässt derzeit eine 14-jährige Türkin und eine 38-jährige Hausfrau bauen und erläutert gerne, wozu man solche virtuellen Figuren brauchen kann: Sie sind einsetzbar als Doubles in Kinofilmen («The Crow»), für gefährliche Stunts («Batman») oder als billige Statisten in Dekors, die es gar nicht gibt («Titanic»). Von Lara Croft ist bekannt, dass sie die Musikgruppe U2 auf ihrer Tournee begleitete und Die Ärzte sie für einen Videoclip engagierten. Gängig sind Gastauftritte von virtuellen Figuren in Fernsehshows, Schirm offeriert auch Reanimationen (Konrad Adenauer) und bietet den eitelsten Erdmensch an, ihren Body einscannen zu lassen und das so gewonnene Material zwischenzulagern, auf dass es nach dem körperlichen

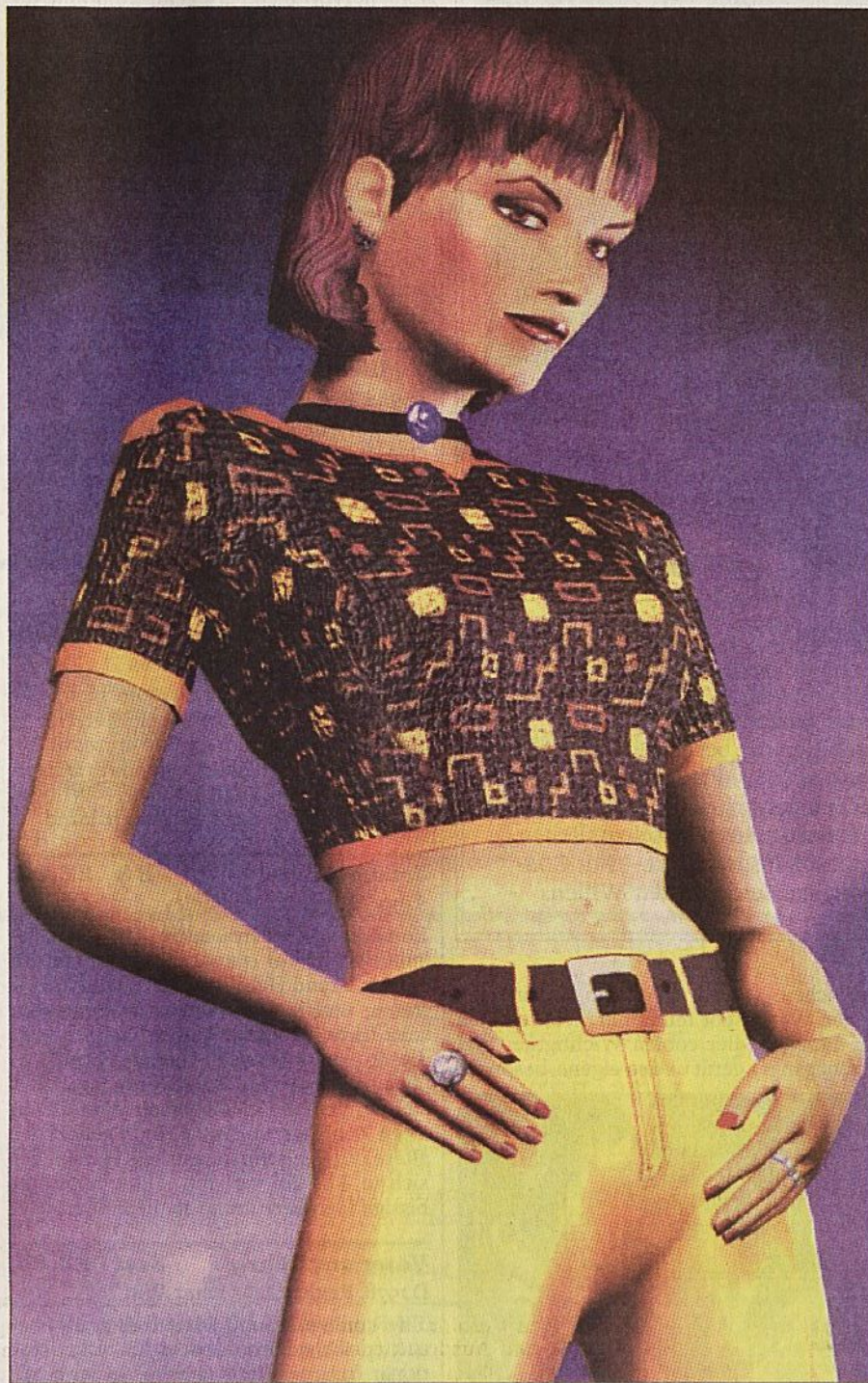


BILD noDNA 98

Ende im Cyberspace in ewige Aktion gesetzt werden kann.

Viel wird vorgeführt in Berlin. Der Österreicher Christian Bauer lädt das Publikum zu einem Besuch in einer vernetzten Alternativwelt ein, in der sich jeder für 250 Dollars sein eigenes Haus bauen kann und mittels Avatar (seinem Repräsentanten) ein zweites, ein virtuelles Leben fristet. Die Spiegelbildlichkeit in diesen Kunstwelten ist frappant. Zwar ist die Zeit in ihnen aufgehoben, finden sich antike Theateraufführungen neben modernen Gaspalästen der Geschäftswelt, doch sind die zwischenmenschlichen Beziehungen und Verhaltensmuster schon so weit ausgereift, dass Aufpasser gegen 3-D-Vandalismus eingesetzt werden und man sich Revolverhelden mieten kann, die jene Avatare umbringen, die dem eigenen Avatar zu nahe kommen.

«Der Schlüssel zum Erfolg ist, dass man verfügbar ist», erläutert Christian Bauer. Auch das klingt vertraut und meint in Bezug auf den Cyberspace: Als Anbieter von irgendetwas kann ich meinen Avatar oder mein Personal rund um die Uhr und global erreichbar im virtuellen Geschäftshaus präsent haben. Geschöpfe wie Aimee oder Lara Croft brauchen keinen Schlaf, sie leben mit ein bisschen Strom immer dann, wenn sie jemand aufsucht. Sie stellen keine gewerkschaftlichen Forderungen, und ihre Zufriedenheit lässt sich vom Nutzer bis ins Detail nach seinen Wünschen einrichten.

Streben zur Existenz

Perfekte Menschen also, traumhafte Partnerschaften? Bevor er Leibniz zitiert («Alles Mögliche strebt zur Existenz»), stellt der Kunstgelehrte Pierangelo Maset fest: «Mit dem Cyberspace werden Halluzinationen verwirklicht.» Und: «In dem Mass, in dem der menschlichen Kommunikation der Stoff ausgeht, benötigen wir virtuelle Welten als Wahrnehmungs- und Kommunikationsdimension.»

Auch Joseph Weizenbaum, 76-jähriger Computerguru mit einem halben Jahrhundert Erfahrung, kann das Faszinierende an den Cyberwelten nicht losgelöst von gesellschaftlichen Fragen betrachten: Seit Newton habe man mit mechanistischen Modellen gearbeitet, um die Dinge besser zu verstehen. Jetzt brauche man Programme, die etwas simulieren würden: Dabei werde das Modell «mit dem, was modelliert sein will, verwechselt. Der Cyberspace desensibilisiert den Menschen gegenüber dem Unausprechbaren in dieser Welt. Gerade im Versuch, die Welt mehr unter Kontrolle zu bringen, verlieren wir die Kontrolle wieder.»

Lara in Hollywood

Lara Croft begleitet mich zum Potsdamer Platz, wo ein New York in miniature hingepfercht wird und in der Mall die Primelchen in sauber abgegrenzten Vierquadratmeterbeeten neben Pumpspringbrunnlein blühen, dieweil draussen das Schneegestöber den Verkehr lahmlegt. Bin ich in einer weiteren Installation? Ist das real? Lara hat es gut, sie braucht sich um Sinnfragen nicht zu kümmern.

Weil Lara sich blendend verkauft, plant Hollywood, das Cybermekka des zu Ende gehenden Jahrhunderts, auch schon einen Kinofilm mit der Cyberfrau, wobei noch unklar ist, welcher reale Star sie verkörpern soll. Lara hatte Recht: Der virtuelle Mensch ist überall. In ihrem Fall darf er bereits von realen Menschen gemimt werden. Entscheidend wird am Ende sein, ob wir den Unterschied noch merken.

Selbst der Tod kommt im Faschingsgewand

Peter Konwitschny zeigt Verdis «Macbeth» in Graz mit schwarzer Ironie.

Von Reinhard Kager

Es dampft und brodeln, es spritzt und zischt: Aus Kühlschränken und Waschmaschinen klettern muntere Hausfrauen, die sich nun mit Staubsaugern, Besen und Putzlappen in der engen vergammelten Küche tummeln. Nur ihre dürren Pappnasen verraten, dass es hintertriebene Hexen sind, die Macbeth und Banquo, zwei feldgraue Militärs, so in Verwirrung versetzen. Der mythische Ugrund einer Tragödie als ausgelassener Karnevalsschwank? Auf den ersten Blick mutet dies befremdlich an, gilt doch «Macbeth» als

eine der dunkelsten Opern Verdis. Aber wie lässt sich blutrünstiges Grauen szenisch auf die Bühne bringen in einer Zeit, in der täglich von neuem Gräueltaten über die Nachrichtenkanäle laufen? Peter Konwitschny meidet daher bei seiner sechsten Grazer Inszenierung jeden Realismus. Und setzt auf beissend schwarze Ironie im Stil der Monty Pythons.

Auf, auf, zum fröhlichen Morden

Wie der «Ritter der Kokosnuss» hüpfert der dämliche Duncan in sein Verhängnis, das in einem seidenbezogenen Bett auf ihn wartet. Umständlich nestelt Macbeth unter der Decke herum, ehe eine Fontäne zu spritzen beginnt: nicht aus Blut, sondern aus blutroten Konfetti. Selbst der Tod kommt im Faschingsgewand.

Auf, auf, zum fröhlichen Morden: Ob Macbeth oder Macduff, sie alle haben

rote Handschuhe übergestreift, um im Kampf um die Herrschaft blutig-siegreich zu bleiben. Derweil rühren die Hausfrauen kichernd am stärkenden Zaubersrank: Maschinengewehre, Atomsmüll und Elektronikschrott brodeln im überdimensionalen Kelomat. Aus der Perspektive der launigen Hexen, die fast das ganze Geschehen stumm kommentierend begleiten, entlarvt sich aufgeblasen-männliche Machtgier als Kasperletheater.

Der Ernst der Realität

Mit bissigem Witz karikiert Konwitschny das tägliche Schlachten auf der – ausser in den Hexenszenen – weit offenen Bühne: Jörg Kossdorf gestaltete ein bunterartiges Rund aus Wellblech, das nur einen schmalen Blick auf die schottische Hügellandschaft gestattet. Doch der Leipziger Regisseur wahrt die heikle Balance

zwischen Ironie und tieferer Bedeutung: Als Macbeth mit der MP blindlings in eine Flüchtlingsmenge feuert, wird für Augenblicke der grausame Ernst der Realität spürbar.

Neben dem überragenden Jacek Strauch, der mit seinem weich timbrierten Bariton auch stimmlich die inneren Widersprüche des Macbeth vermittelt, kann sich Ildiko Szönyi mit ihrem stählerne Mezzo als eiserne Lady behaupten. Der geheime Protagonist dieses aussergewöhnlichen Abends ist jedoch der Damenchor. Weshalb den Hexen auch das Schlusswort gebührt: indem sie die Klänge des durchsichtig musizierenden Grazer Philharmonischen Orchesters unter der umsichtigen Leitung Günter Neuholds im triumphalen Finale in ein blechern tönendes Radio leiten – die mordende Männerwelt kann ihnen gestohlen bleiben.